

Mit dem Boot an den Niagarafällen

*Wichtiger Hinweis des Autors: Handlung und Personen sind frei erfunden.
Falls ein Leser Ähnlichkeiten mit ihm bekannten Menschen feststellt, ist dies beabsichtigt.*



„Eigentlich wollte ich nie nach Kanada; aber diese Reise war nur mit dem Einschluss dieses zweitgrößten Landes der Erde zu buchen und nun müssen wir den Grenzposten passieren und hoffen, dass es nicht zu lange dauert.“ Friedrich seufzte über die lange Wartezeit bei Stanstead, wo der Bus schon eine endlose Weile auf ein ‚Go on‘ wartete. „Dabei mussten wir im Vorfeld schon digital einen Fragebogen mit zig Fragen ausfüllen. Und ich hätte immer gedacht, die Kanadier wären Freunde von uns und würden uns einfach durchwinken“, meinte Magdalen enttäuscht. „Und so wie es aussieht, werden wir Québec wahrscheinlich erst kurz vor Mitternacht erreichen...“

Sie kamen anschließend doch zügig voran und auf der Fahrt genossen sie im schräg stehenden Sonnenlicht ein wenig den ‚Indian Summer‘. Die Bäume färbten sich langsam in die Gelb- und Rottöne und so oft sich die milde Sonne durch die vielen Wolken schob, konnte man sich vorstellen, wie es wäre, durch die kanadischen Wälder zu pirschen und sich an der Farbenpracht des Herbes zu erfreuen.

Auf der langen Fahrt von Boston nach Kanada meldete sich der etwa fünfzigjährige Reiseleiter zu Wort: „Mein Name ist Horatio, okay; meine Mutter war Deutsche, mein Vater Italiener, okay. Ich spreche vier Sprachen, okay: Deutsch, Italienisch, Französisch und natürlich Englisch, okay, weil ich schon seit zwanzig Jahren in New York, okay, meiner geliebten Heimatstadt, okay, wohne. Wahrscheinlich bin ich der beste Reiseleiter Nordamerikas, okay. Ich mache es nicht wegen des Geldes, okay, nein, nur deshalb, okay, weil mir der Job des Reiseleiters so gut gefällt, okay. Ich habe zwar wahnsinnig viel Arbeit für Euch zu tun, okay, aber Ihr werdet verstehen, okay, dass ich auch ein wenig Muße benötige, okay.“

Nach einigen weiteren gequälten Ausführungen ihres Anführers meinte Magdalen: „Ich merke schon, dass wir es mit einem großen Dampfplauderer zu tun haben. Was mich schon jetzt aufregt: Dieses dauernde ‚okay‘ nach jedem Halbsatz. Dabei erzählt er nichts über Land und Leute, sondern nur Banales, was er isst, was ihm schmeckt. Darüber kann er zehn Minuten plaudern. Aber wie groß Kanada, wie viele Einwohner, welche Sozialleistungen das Land gewährt usw., darüber erfahren wir nichts.“ Das blieb auch während der ganzen Reise so und bei allen zu erwartenden Fakten wies er auf die örtlichen Reiseführerinnen hin.

Gut, dass Horatio nach der Einreise in Kanada so vernünftig war, direkt in die Stadtmitte Québecs zu fahren, ohne vorher im Hotel einzuchecken. Es war ein lauer Spätsommerabend und Straßen und Gassen waren gut gefüllt. An der Rue du Fort fanden die Leipolds ein heimeliges Plätzchen und lauschten einem Klarinettenspieler, der alte bekannte Melodien zum Besten gab. Es war fast wie in Italien. Dazu der Blick auf den St.-Lorenz-Strom, zu dessen Kreuzfahrtschiff gerade hunderte von Passagieren zurückkamen. Leider vertrieb der einsetzende Regen die Besucher auf dieser Plattform und die Leipolds spazierten noch ein wenig unter dem Regenschirm durch die Stadt. „Schau her, das war bestimmt einmal der Sitz der englischen Kolonialregierung hier in Québec“, deutete Magdalen auf ein imposantes Gebäude, welches das Stadtbild überragte.

Als sie es jedoch aufsuchten stellten sie fest, dass es sich um das Luxus-Hotel ‚Chateau Frontenac‘ handelte, das bereits 1893 als typisches Eisenbahnhotel im Stil des Historismus erbaut wurde. Friedrich blätterte in seinem schlaun Buch nach und erklärte: „Es verfügt über sechshundert Betten und ist eines der am häufigsten fotografierten Hotels der Welt. Kein Wunder, dass es uns wie ein Palast vorkommt.“ Bis zu Abfahrt des Busses genossen sie in einem nahegelegenen Restaurant im überdachten Außenbereich ein Glas Bier. „Schau dir die Rechnung an“, meinte Friedrich: „Auf der Karte steht das Bier mit sieben Dollar. Dazu kommen die kanadische und die Québec-Steuer sowie ein Trinkgeld von zwanzig Prozent; zusammen also fast neun Dollar! Das ist bei uns schon übersichtlicher; da weiß man genau, was auf einen zukommt.“ „Lass mal sehen“, meinte Magdalen; „immerhin hattest du die Wahl bei dem Tipp zwischen 15, 18, 20 und 22 Prozent...“

Todmüde sanken die Leipolds spät abends ins Bett; was heißt hier: Bett? Es war direkt eine Schlaflandschaft. Ein riesiges King-Size-Bett mit gleich vier Kissen stand jedem der Gäste im Hotel zur Verfügung. Kein Kampf um die Bettdecke, kein Aufwachen, wenn der andere sich rührte – und trotzdem schlecht geschlafen! Na ja, der Zeitunterschied von sechs Stunden machte sich bei den Leipolds nachts stark bemerkbar...

„Wenn die Gästezimmer auch großzügig sind, der Frühstücksraum dürfte mehr Platz haben. Wenn ich vom Buffet an unseren Tisch will, muss ich den ganzen Weg entlang der Wände gehen, um unseren Tisch zu erreichen. Manche Leute haben auch keinen Anstand: Kaum jemand fällt es ein, seinen Stuhl zurückzuschieben, damit man an dem Tisch vorbeikommt. Liebend gerne würde ich solch einen Stuhl drei Meter weit entfernt hinstellen, wenn im Saal irgendwo Platz wäre.“ Friedrich war über das unhöfliche Verhalten seiner Mitreisenden gar nicht begeistert und hätte gerne irgendwelche Erziehungsmaßnahmen ergriffen.

Die Stadtführung durch die sehr sehenswerte Altstadt von Québec übernahm Anna-Lena, eine junge Frau, die in ihrer Jugend fünf Jahre in Konstanz lebte, was man ihrem netten Akzent auch anhörte. Sie stellte die Sehenswürdigkeiten ihrer Stadt mit engagiertem Stolz vor und wies auch darauf hin, dass die Kanadier sich stets politisch ganz korrekt verhielten. So bezeichnen sie die indianischen Ureinwohner als ‚Erste Nation‘. Nur mit den Eskimos stehen sie mutmaßlich nicht auf sehr gutem Fuß, wie man Anna-Lenas Worten entnehmen konnte. Anscheinend reden sie ähnlich wie in Deutschland, denn Anna Lena erläuterte erstaunt, dass diese Inuit für ‚Schnee‘ 56 Worte haben. „Wir hier im französischen Sprachgebiet kennen nur ein Wort für dieses Himmels Geschenk: ‚La neige‘. Und wenn wir vom Schneeball reden, sagen wir ‚Boule de neige‘. Aber Ihr in Deutschland sprecht ja so ähnlich.“ Dabei erkannte Friedrich den Sinn ihrer Aussage; Auch wir haben viele Worte für Schnee: Schneeball, Schneeflocke, Schneeberg usw. Wahrscheinlich kommt ein guter Rhetoriker auf ebenso viele Worte wie die Eskimos.

Bei der Führung berichtete Anna-Lena auch über die Energiesituation in ihrem Land: „Auch bei uns steigen die Preise für Mineralöl und Strom; jedoch bei weitem nicht so stark wie bei euch in Deutschland. So zahlen wir für den Liter Diesel gerade einmal 1,40 Dollar – und der kanadische Dollar hat nur einen Wert von etwa drei Viertel des US-Dollars. Ich habe eine 65-Quadratmeter-Wohnung und hier berechnet mir die Stadtverwaltung, von der ich meine Energie beziehe, monatlich vierzig Dollar für Heizung, Strom und Wasser.“ „Das sind ja Traumpreise“, flüsterte Magdalen ihrem Gatten zu, „bei uns kannst du heute diesen Wert mit sechs bis acht multiplizieren.“ Als Anna-Lena danach gefragt wurde, wie hoch denn im Gegensatz dazu das Einkommen sei, meinte sie: „Das Durchschnittseinkommen eines Mannes beträgt etwa fünfzigtausend Dollar; etwa ein Drittel geht – ähnlich wie bei euch – an Abzügen weg. Mit diesem Geld kann man bei uns ganz gut leben.“

Bei dem Spaziergang kamen sie auch an einem größeren Laden vorbei, der auf drei Stockwerken bereits fleißig mit Weihnachtsartikeln warb. „Das ist ja ‚Käthe Wohlfahrt‘ auf kanadisch“, meinte Friedrichs Nachbarin. „Ich finde es echt überzogen, wenn man sich im September bereits auf das Weihnachtsfest vorbereiten soll. Aber was meckere ich hier: Schon im August werden bei uns im Supermarkt Lebkuchen, Printen und Dominosteine angeboten. Was leben wir in einer schnelllebigen Zeit!“

Anna Lena gestattete weitere Eindrücke über das Leben in Kanada: „Sie wissen, dass wir in einer nördlichen Region leben. Wir haben hier in Québec nur zwei Jahreszeiten: Winter und Baustellen. Sobald der Schnee geschmolzen ist, geht bei uns in fast allen Straßen das Renovieren los. An manchen Tagen habe ich die größte Mühe, einen Bus in die Stadt zu lotsen, weil man mit einem Bus in dieser Zeit fast nicht durch die Gassen fahren kann, da die Wege durch die Baustellen zu schmal dafür sind.“

Als die Gruppe am nächsten Morgen in den Bus stieg, hatte sie einen ganz neuen Bus. Horatio erklärte, dass mit dem Motor des bisherigen Fahrzeugs etwas nicht in Ordnung gewesen sei und aus Versicherungsgründen hätten sie ein anderes Gefährt benötigt. „Doch“, meinte er, „diesen Bus werden wir nicht behalten. Ich habe schon bei der Agentur angerufen und einen anderen gefordert. So kann ich nicht arbeiten.“ Sein Problem war, dass das Mikrofon eine zu kurze Leitung hatte und er damit nicht frontal zu den Reisenden sprechen konnte. „Das kann man mir nicht zumuten! Ich bin es gewohnt, meinen Gästen in die Augen zu schauen, wenn ich ihnen die Schönheiten Kanadas erkläre. Außerdem reicht das Kabel

nicht auf die rechte Seite und so kann ich nicht arbeiten.“ Dabei benötigte er alle vier Plätze in der ersten Reihe und hörte doch zum größten Teil nur Musik aus seinem Handy.

Kaum einer der Mitreisenden hatte es geglaubt, aber als sie nach der Stadtführung wieder den Bus Richtung Montreal bestiegen, hatten sie zwischenzeitlich ihren dritten Bus, der dem bisherigen sehr ähnlich war und Horatio konnte wieder seinen Gästen während der Fahrt in die Augen schauen. „Eigentlich“, meinte Magdalens Nachbarin, „ist mir dieser alte Bus um einiges lieber. Der neue hatte weder ein Netz noch ein Ablagebrett und so etwas genieße ich; das bin ich eben schon dreißig Jahre gewohnt.“

Man merkte, dass der junge Fahrer aus Florida kam, denn bei der Fahrt nach Montreal zeigte er sich unbeholfen. Es war auch ein schwieriges Durchkommen: Trotz der sechsspurigen Autobahn begann schon zwanzig Kilometer vor einer Großstadt der Stopp-and-Go-Verkehr. Und das Hotel in Montreal lag dazu noch am entgegengesetzten Ende des ehemaligen Olympiastadions, so dass sie die ganze Stadt mit ihren alle fünfzig Meter rot aufleuchtenden Ampeln durchqueren mussten. Obwohl die Hoteleinfahrt für Busse eingerichtet war, traute sich der junge Afroamerikaner nicht einmal, diese zu nutzen und deshalb mussten die Reisenden ihre Koffer hundert Meter weit vom Busparkplatz durch den strömenden Regen ins Hotel transportieren.

„Es tut mir leid, meine sehr verehrten Damen und Herren“, hatte sich Horatio nach dem Einchecken verabschiedet, „aus Personalgründen kann das Hotel weder ein Abendessen noch ein Frühstück anbieten. Restaurants finden sie in der Innenstadt oder etwa fünfhundert Meter weiter nördlich in einem Café.“ Während ein Teil der Gruppe spätabends mit der U-Bahn in die Stadt zum Essen fuhr, blieben die Leipolds im Hotel. Ein Blick durchs Fenster gab ihnen recht: Gewitter, kalte Regenböen usw. durften den anderen einen Spaziergang durch die dunklen Straßen vergällen haben.

Wie angesagt, traf sich die Gruppe um acht Uhr in der Lobby, um ihr Frühstückscafé aufzusuchen. Bei strömendem Regen verließen sie pünktlich das Hotel, bis auf halbem Weg plötzlich Horatio rief: „Halt, wir haben jemanden vergessen!“ Er eilte zum Hotel zurück und kam mit der etwa vierzigjährigen Ursula zurück, die zu spät zum Treffpunkt gekommen war und die Rezeption gebeten hatte, Horatio auf seinem Handy anzurufen. „Das ist doch wirklich eine Urschel“, meinte eine Mitreisende. „So verhuscht wie sie ist; das ist echt schlimm. Immer ist sie Letzte, wenn es weitergehen soll. Bei ihr kann man davon ausgehen, dass sie eine schriftliche Instruktion für das Überqueren der Straße benötigt. Also mit solch einer Kollegin möchte ich nicht zusammenarbeiten; das wäre zwar nicht die Hölle, zumindest aber das Fegefeuer auf Erden.“

Wie überall in Nordamerika wurde auch hier alles in Pappe oder Plastik serviert: Teller, Becher, Messer und Gabeln. „Welch eine Ressourcenverschwendung“ meinte eine ältere Dame. „Zu Hause verwenden wir kaum noch Plastik, trennen streng nach den Rohstoffen und hier kommt alles, einschließlich Tablett, in einen großen Müllsack. Auch wenn Horatio angibt, dass das Personalproblem in Nordamerika größer ist als in Deutschland, kann es nicht sein, dass man Rohstoffe so verschwendet!“ „Außerdem“ warf eine Nachbarin ein, „habt Ihr schon einmal darauf geachtet: Selbst am helllichten Tag brennen in vielen Straßen die Laternen. Bei uns werden die Lichter schon früh abgedreht, die Temperaturen in den

Büros extrem heruntergefahren und hier aasen sie immer noch als wären sie im Schlaraffenland.“

Patricia, die sympathische Stadtführerin in Montreal, zeigte den Besuchern einen kleinen Teil der vierzehn Kilometer langen unterirdischen Geschäftsstraßen der Stadt. „Das ist für uns ein Riesenvorteil. Da wir sehr viel Schnee im Winter haben, können wir fast alles unter der Erde erledigen und brauchen nicht durch den manchmal Meter hohen Schnee zu waten. Und zu uns kommen viele Besucher. So steht Montreal nach Toronto und Vancouver an dritter Stelle des Touristeninteresses in Kanada. Das liegt auch daran, dass wir hier in den Monaten von Juni bis August über hundertfünfzig große Musikveranstaltungen abhalten. Gäste aus der ganzen Welt geben uns da die Ehre.“

Auf dem großen Marktplatz vor der imposanten Kathedrale standen zwei überlebensgroße Bronzefiguren: Eine gut gekleidete Dame hielt den Kopf sehr hoch und auf der anderen Seite ein gut gekleideter Herr mit Hut und Krawatte, der seine spitze Nase weit nach vorne reckte. „Die beiden Figuren sollen die kapriziöse Französin und den arroganten Engländer wiedergeben, die sich hier nicht näherkommen können. Nun, manchmal ist das Zusammenleben der beiden Nationen auch in dieser Stadt nicht so einfach.“

Die Leipolds besuchten anschließend die wunderschöne gotische Kathedrale, welche das Stadtbild prägt. „Die Kanadier sind ganz modern: Das Eintrittsgeld beträgt immerhin vierzehn Dollar und kann nur mit Kreditkarte bezahlt werden. Trotzdem war das Gotteshaus gut gefüllt.“ Auf Magdalens Hinweis meinte Friedrich: „Ich halte es für richtig, wenn für solche wertvollen Gebäude Eintritt verlangt wird. Die Unterhaltung dieser Bauwerke ist sehr teuer und wer soll das bezahlen? Schon ein paar Mal habe ich in Venedig darauf hingewiesen, dass es auch hier vernünftig wäre, für den Eintritt in den Markusdom Geld zu verlangen. Dann wären die Schlangen davor nicht so endlos und die Kirchenverwaltung hätte gleich viel mehr Geld zur Unterhaltung dieses wunderbaren Bauwerks.“

Am frühen Morgen des nächsten Tages ging es weiter nach Toronto, der Wirtschafts- und Finanzmetropole Kanadas. Auf Grund der weiten Fahrt und des extremen Verkehrs blieb nur kurze Zeit für einen Besuch des CN-Towers. Auf dem Weg dorthin hatte Horatio alle Viertelstunde ein neues ‚update‘, das heißt, seine Programmvorhersagen für die nächsten fünfzehn Minuten wurden regelmäßig revidiert. Dabei behauptete der Schaumschläger immer: „Was ich für euch tue!“ Dabei hatte er nicht für fünf Pfennig Planung und Organisation. Wieso hatte er ein Handy, mit dem er alles vorher hätte festmachen können? Dazu behauptete er noch am Tag vorher in einer unbeschreiblichen Arroganz: „Ich antizipiere schon den nächsten und übernächsten Tag.“

Während noch in Toronto der Regengott kein Einsehen hatte, meinte es dieser beim Besuch der Niagarafälle ein wenig besser mit den Besuchern. Vor der rauschenden Kulisse der drei Wasserfälle ließ sich der Planet immer wieder kurz sehen, so, als ob er demonstrieren wollte, dass auch in Kanada die Sonne nicht unbekannt sei und die hochschäumenden Wasserperlen wie Diamanten blitzen ließ. Mit einer einstündigen Bootsfahrt auf dem Ontariosee kamen die in roten Plastikumhängen gekleideten Bootsfahrern den Wasserfällen gefährlich nahe. Viele der zigtausend Handyaufnahmen dürften nichts geworden sein, weil das hochschäumende Wasser das Objektiv eintrübte. „Jetzt hoffen wir nur, dass wir einigermaßen gesund weiterkommen, denn so kalt und stürmisch hätte ich mir im September

den Ontariosee nicht vorgestellt. Dem Wetterbericht zufolge hatte ich mich auf schönen Spätsommer eingestellt“, meinte Magdalen. „Na ja“, philosophierte Friedrich, „das Wetter muss man nehmen, wie es kommt. Ärgern kannst du dich zu Hause noch.“

Bei der Weiterfahrt meinte Horatio in seiner Unbescheidenheit noch, dass diese Wasserfälle unübertroffen wären. „Na ja, meinte eine Mitreisende, „er durfte sicher noch nie die Iquazu-Wasserfälle bewundern; sonst wäre er nicht so überheblich.“ Auf Friedrichs Frage, woher denn der Niagara-Fluss komme, meinte Horatio: „Er entspringt hoch im Norden.“ Hätte er lieber doch geschwiegen! Laut Wikipedia kommt er nämlich nur aus dem Nachbarsee, dem Erie-See...

Arnstein, 21. Oktober 2022